

Sonntags-Blatt.

Beilage des „Anzeiger und Herald“ zu No. 41, Jahrgang 16.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebraska, den 19. Juni 1896.

Fexilleton.

Dönninghausen.

Roman von Claire v. Glämer

(Fortsetzung.)

„Schäme dich — wie kannst du so etwas zu mir sagen!“ flüsterte Magelone, indem sie sich erhob und ihn mit blühenden Augen ansah. Ludwig wurde aufmerksam.

„Ist's möglich — Ihr zankt Euch!“ rief sie, indem sie neugierig herantkam. Magelone sah sich schnell. „Nicht doch, wir sind die besten Freunde,“ sagte sie lächelnd und reichte Otto die Hand; aber er küßte sie nicht, wie sonst bei jeder Gelegenheit, ließ sie gleich wieder fallen und verließ das Zimmer. Magelone nahm sich vor, ihn dafür zu strafen.

Dazu fand sie jedoch keine Gelegenheit. Bei den Mahlzeiten war der Freiherr, durch Johann Leopold's Besserwerden angeregt, gesprächiger als sonst, und Otto nahm an der allgemeinen Unterhaltung lebhaft Anteil. Gleich nach dem Frühstück schloß er sich Karl und Eduard zu einem letzten Walddritt an, und nach dem Mittagessen schien er an Johanna's Seite gebannt zu sein.

Sie war ihm heute sympathischer als je. „Da ist Wahrheit, Einfachheit, Güte,“ sagte er zu sich selbst, während er ihr in die strahlenden Augen sah. Wie müßten diese Augen von Liebe reden können! — Vielleicht, wenn er gewollt, hätten sie zu ihm geredet. — Vielleicht, wenn er sich darum mühte, thäten sie es noch. Wenn er auch morgen fort müßte — er kam ja wieder, und inzwischen mochten Erinnerungen für ihn wirken.

Je länger er mit Johanna sprach, um so wärmer wurde sein Ton und gab auch scherzhaften Worten ernste Bedeutung. Und nach und nach wurden auch seine Worte ernsthaft.

Er hatte von seinem Leben in der Garnison dem Verkehr mit den Kameraden und der Geselligkeit im Hause der verbeirateten Offiziere erzählt.

„So bunt und heiter das ausfiel und auch wirklich ist,“ fuhr er fort, „wird mir doch der Abschied von Dönninghausen schwer. Diesmal besonders, — warum, weißt du wohl?“

„Ich kann mir's denken,“ antwortete sie und warf einen Blick zu Magelone hinüber.

Hatte sie nicht verstanden oder wollte sie nicht verstehen? „Ich weiß doch nicht, ob du richtig denkst,“ sagte Otto. „Mir ist's eine neue Erfahrung, mit der ich mich noch nicht zurecht finden kann. Willst du mir helfen?“

„Ich verstehe dich nicht,“ antwortete sie und erröthete unter dem Blick, der diese Worte begleitete.

„Was ich verlange, ist Unsin!“ fuhr er fort. „Wie sollst du mir helfen können? Das Versäumte ist versäumt, es muß eine neue bessere Zeit erwartet werden.“

„Was hast du denn versäumt?“ fragte Johanna.

„Das Gute, das Glück, dich!“ gab er zur Antwort. „Vom ersten Moment unserer Bekanntschaft habe ich gewußt, was du mir sein könntest — aber statt dir das zu zeigen, habe ich die Tage verträumt, aus Thorheit, aus Gewohnheit.“

Jetzt warf er einen Blick zu Magelone hinüber. Johanna hatte eine peinliche Empfindung.

„Warum willst du verleugnen . . .“ fing sie an. Otto fiel ihr in's Wort.

„Nichts will ich verleugnen . . . ich suche nur dir — und eigentlich auch mir selbst zu erklären was in mir vorgeht,“ sagte er. „Du hast gewiß die Eitelkeit der Männer anklagen hören — nie genug, das glaube mir! Sie gibt uns gegen unser besseres Wissen, gegen die Anforderungen unseres Herzens sogar, rettungslos in die Gewalt jeder toletten Frau, die dieser Eitelkeit zu schmeicheln weiß. Die Koketterie an sich ist die Schmeichelei, der wir nie wi-

derstehen. Aber wie oft, während wir diesem Zauber verfallen, dürstet unsere Seele — und verdirbt, wenn ihr nicht die rechte Liebe zu Hilfe kommt!“

Johanna schlug das Herz, aber sie wollte unbefangenen scheinen und sagte lächelnd, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen:

„Die arme Liebe! — wie soll sie das anfangen, wenn sie nicht auch zu toletieren weiß?“

„Das braucht sie nicht!“ fiel Otto leidenschaftlich ein. „Sie braucht sich nur zu zeigen, ernst und einfach, wie sie ist, und alle Herzkünste werden zu Schanden. — Glaube mir, Johanna, wenn ich sie jemals fände, — und e i n Ton, e i n Blick würde sie mir offenbaren —, ich wäre gegen Alles bereit.“

Er hatte das herabhängende Ende ihrer Stiderei erfaßt, so daß sie die Hände sinken lassen mußte, aber sie wagte weder zu sprechen, noch ihn anzusehen.

„Johanna!“ fing er nach einer Pause in gedämpfter Stimme an; in demselben Augenblick rief jedoch der Freiherr: „Kommt, Otto, ich möchte zu guter Letzt mit Wildenhain's und dir eine Partie spielen.“

Der junge Mann stand auf. „Du Sublime au ridicule,“ sagte er mit seinem gewöhnlichen spöttisch-beherzten Lächeln, ging an den Spieltisch und hatte diesen Abend keine Gelegenheit mehr, ein vertrauliches Wort mit Johanna zu sprechen.

Am nächsten Morgen erschien Tante Thella, zum ersten Male seit Johann Leopold's Unfall, wieder am Frühstückstisch, den Abreisenden zu Ehren, die alle zu dem Jahnsturz nach Tharode fuhren. Auch sie war voll Hoffnung für den Kranken und nicht zustimmend, als der Freiherr darauf zurückkam, daß sich alle Familienmitglieder zu Johann Leopold's Genesungsfeier in Dönninghausen zusammenfinden müßten.

Am nächsten Morgen erschien Tante Thella, zum ersten Male seit Johann Leopold's Unfall, wieder am Frühstückstisch, den Abreisenden zu Ehren, die alle zu dem Jahnsturz nach Tharode fuhren. Auch sie war voll Hoffnung für den Kranken und nicht zustimmend, als der Freiherr darauf zurückkam, daß sich alle Familienmitglieder zu Johann Leopold's Genesungsfeier in Dönninghausen zusammenfinden müßten.

„Walburg's gehören natürlich auch dazu; wenn sie kommen, fehlt Walburg sicher nicht, und das verschobene Fest wird desto schöner,“ schloß der alte Herr.

Magelone sah Otto an; er schlürfte ruhig seinen Kaffee, und sie fragte sich mit einer gewissen Bekommenheit, ob er es über sich gewinnen könnte, ohne ein Wort der Verständigung fort zu gehen.

„Wenn er es kann — meinetwegen!“ sagte sie in aufwallender Empfindlichkeit zu sich selbst und machte sich nach beendigtem Frühstück mit den Kindern beizugehen zu thun, die zum Abschiednehmen gebracht wurden. Dabei behielt sie — unbewußt vielleicht — Otto beständig im Auge. Er sprach mit dem Großvater, mit Tante Thella; jetzt ging er auf Johanna zu. Magelone mußte wissen, was sie sich sagen!

„Schäuternd trieb sie den kleinen Johann Eduard im Zimmer umher, bis sie in die Nähe der Beiden gelangte; dann kniete sie nieder, dem Knaben das Händchen fester zu binden, und hörte Otto beklagen, daß er keine Nachricht von Johann Leopold erhalten würde.“

„Tante Thella schreibt nie,“ fügte er hinzu, „und Großpapa nur, wenn er mir die Leziten zu lesen hat. — Bitte, liebe Johanna, schreib' du mir zuweilen, wie es ihm geht.“

In welchem Tone er das sagte! Unwillkürlich sprang Magelone auf, um das Gespräch der Beiden zu unterbrechen, aber in demselben Augenblicke rief Eduard:

„Beißt euch, es ist hohe Zeit.“ Otto küßte Johanna zum Abschied die Hand, dann wandte er sich zu Magelone.

„Auf baldiges fröhliches Wiedersehen,“ sagte er kalt. Magelone lächelte und sagte ruhig wie er:

„Auf Wiedersehen!“ Aber als endlich das Umarmen und Lebenswünschen, das Einsteigen und Zurechtfinden vorüber war, und die drei Wagen, denen sie und Johanna von der Freitreppe nachsahen, vom Hofe fuhren, konnte sie sich nicht länger beherrschen und eilte, in Thränen ausbrechend, in's Haus zurück.

In nächsten Augenblick war Johanna an ihrer Seite.

„Liebe Magelone . . .“ fing sie

freundlich an und wollte die Hand der Weinenden fassen, aber ungestüm machte sich Magelone von ihr los.

„Laß mich!“ rief sie, stürzte die Treppe hinauf in ihr Zimmer, schlug die Thür hinter sich zu und schob den Riegel vor.

„Diese Heuchlerin!“ rief sie und hob die gefalteten Hände zum Himmel auf. „Überall drängt sie sich vor! — Ich kann das nicht länger ertragen — nein, ich kann es nicht!“

Sie sank in den nächsten Sessel und weinte wie ein Kind in gedankenloser Verzweiflung; aber plötzlich richtete sie sich auf und trocknete die Augen.

„Welche Thorheit!“ sagte sie zu sich selbst; „bin ich denn wehr- und waffenlos? — ich bin schöner als meine Gegnerin, sollte ich nicht auch klüger und gewandter sein? — es gilt den Versuch —, Otto soll und muß zu mir zurückkehren.“

Es kamen nun wieder stille Tage für Dönninghausen, aber sie hatten einen anderen Charakter als vor dem Weihnachtsbesuch. Als damals der Freiherr, so war jetzt Johann Leopold der Mittelpunkt, um den sich Alles drehte. Ludwig hatte jede Aufregung seines reizbaren Patienten für gefährlich erklärt und verlangte, daß die Wünsche desselben so viel als möglich erfüllt würden. So war denn Jeder, den er in Anspruch nahm, aller anderen Rücksichten überhaben; selbst die Mahlzeiten, von denen sonst nur ernstes Unwohlsein frei machte, durften um Johann Leopold's willen versäumt werden.

Mit dem Eigenfinn der Krankheit verlangte er, daß den ganzen Tag, selbst wenn er schlummerte, entweder Ludwig oder Tante Thella bei ihm blieben.

Auch der Besuch des Großvaters war ihm angenehm, so lange der alte Herr stillhören konnte. Aber sobald der seiner Gewohnheit nach anfing im Zimmer auf und nieder zu gehen, kam eine Unruhe über den Kranken, die Ludwig veranlaßte, den Freiherrn hinaus zu complimentieren.

„Wie ein nervöses Frauenzimmer ist der Junge,“ sagte dieser dann wohl mit ärgerlichem Stirnräuseln, fügte jedoch im nächsten Augenblicke hinzu: „Nun, wir wollen zufrieden sein, ihn so weit zu haben. Nach und nach wird er ja vollends zur Raifon kommen.“

Damit ging es jedoch über die Massen langsam. Ganz allmählich nur schien die Erinnerung an Menschen und Ereignisse in ihm zu erwachen. Eines Morgens, als der Großvater bei ihm saß, sagte er plötzlich: „Johanna!“ und nach einer Weile fügte er hinzu: „Ich möchte sie sehen — sie soll kommen.“

„Gut, lieber Junge, ich werde sie dir schicken,“ antwortete der Freiherr. „Aber laß auch Magelone kommen; sie fühlt sich sonst gekränkt.“

Der Kranke warf den Kopf auf dem Kissen hin und her.

„Magelone!“ wiederholte er und seine Augen bekamen einen angstvollen Ausdruck. „Magelone! — Nein, nein! sie darf nicht kommen, — ich will sie nicht sehen —, sie ist an Allem schuld.“

Der Freiherr erschrak; Johann Leopold war tränkter, als er bisher geglaubt hatte.

„Ich werde dir Johanna schicken,“ sagte er, indem er sich erhob; aber auch sie wollte der Kranke jetzt nicht mehr sehen.

„Nein, Doctor Werner soll kommen,“ erklärte er in gereiztem Tone; „ich will ich hier haben — er ist der Einzige, der immer weiß, was mir gut thut.“

Am folgenden Morgen kam Johann Leopold darauf zurück, daß er Johanna sehen möchte, und sie ging zu ihm.

„Sehe dich, ich habe viel mit dir zu sprechen,“ sagte er nach der ersten Begrüßung. „Bitte, Tante Thella, laß uns allein.“

Die alte Dame entfernte sich mit verwundeter Miene. Johann Leopold lag still und starrte in's Weite, während ihn Johanna voll Mitleid betrachtete. Die eingeklinkten Schläfen, der struppige Bart, die matten Augen ga-

ben ihm noch immer das Aussehen eines Schwerkranken.

„Der rothe Jakob — weißt du was von ihm?“ fragte er endlich.

„Ich habe Ludwig gebeten — Doctor Werner meine ich — deine Stelle zu vertreten,“ antwortete sie, „du kannst dich auf ihn verlassen . . .“

„Das weiß ich!“ fiel Johann Leopold ein. „Nun, was meint er, wie steht's mit dem Jakob?“

„Nicht gut; Ludwig ist überzeugt, daß sein Arm unbrauchbar wird.“

„Das habe ich erwartet,“ sagte der Kranke; „weil es Christine schon?“

„Ja, ich habe es ihr geschrieben,“ antwortete Johanna. „Darauf ist sie gestern bei ihm gewesen und kam dann zu mir. Sie war sehr traurig . . .“

„Und hat natürlich den armen Burschen aufgegeben,“ fiel der Kranke ein. „Das ist nicht deine wirkliche Meinung,“ sagte Johanna. „Weißt du nicht mehr, daß du sie, die glücklichen Unglücklichen, genannt hast? — Christine sieht es als selbstverständlich an, daß sie nun für den Hilfslosen sorgen muß.“

„Den kleinen Jakob hat mir der liebe Gott genommen, nun kann ich um so besser für den großen arbeiten,“ sagte sie und fügte hinzu: „Sie würde das mit Freude thun, wenn er dabei zufrieden wäre; aber es würde ihm das Herz abdrücken, nicht mehr sein Brod verdienen zu können.“

„Er kann es vielleicht doch — ich kann ihm vielleicht dazu verhelfen,“ sagte Johann Leopold, und nach einer Pause fuhr er in scharfem Tone fort: „Was meinst du, wenn ich das Majorat verlore und bliebe krank, ein Krüppel auf Lebenszeit — wie würde sich dabei die mir bestimmte Braut benehmen?“

„Antworte nicht — ich weiß, daß wir darüber derselben Meinung sind, und daß ich keinen Anspruch auf Liebe machen darf.“

Er sah bei diesen Worten so unglücklich aus, daß sich Johanna getrieben fühlte, ihm zu widersprechen, aber er fiel ihr ungeduldig in die Rede.

„Ueber den rothen Jakob laß uns berathen,“ sagte er. „Mit gelunden Gliedern hätte er — Großpapa's Wildstamb zu Liebe — fortgemußt. Mit gelähmtem Arme mag er bleiben. Ich habe etwa anderthalb Stunden von hier in den Bergen ein kleines Bestihum, ein Erststück meiner Mutter. Waldkause heißt es und ist nicht viel mehr als ein Aussichtsturm. Auf dem dazu gehörigen Waldareal habe ich einen Forstgarten angelegt; der bisherige Aufseher will in's Thal zu seinen Kindern ziehen, — was meinst du, werden Jakob und Christine in dieser Einöde leben wollen?“

„Glücklich werden sie sein . . .“ fing Johanna an.

Der Kranke fiel ihr in's Wort. „Gut, so mag Doctor Werner dem rothen Jakob meine Vorschläge bringen,“ sagte er, legte die Hand über die Augen und athmete schwer. „Mit mir in der Einöde zu leben, würde keine beglücken,“ sagte er zu sich selbst, während Johanna, voll Besorgnis, daß ihm das lebhafte Sprechen geschadet haben möchte, Tante Thella aus dem Nebenzimmer hereinholte.

Aber es war, als hätte Johann Leopold durch diese Anstrengung die Krankheit vollends besiegt. Von Stund an machte seine Genesung rasche Fortschritte; bald konnte er das Bett verlassen, und in den letzten Januar Tagen verbündigte Tante Thella eines Morgens mit Freudenthränen: „Heute Mittag kommt er herunter.“

Als gleich darauf Magelone und Johanna allein im Zimmer blieben, fragte die junge Frau:

„Hast du an Otto geschrieben?“

„Nein, noch nicht,“ antwortete Johanna, indem sie sich tiefer auf ihre Arbeit beugte.

„Er hat dich so inständig darum gebeten — warum bist du denn so grausam gegen deinen Freund?“ fuhr Magelone fort. „Du mußt es wirklich thun — ich bitte darum im eigenen Interesse. Otto muß mein kleines Offenbündelchen, das er aus Rederei eingestekt hatte, mitgenommen haben. Schreibe ihm, daß er es wieder schickt.“

„Willst du das nicht selbst thun?“ fragte Johanna. „Du könntest ihm

vielleicht von Johann Leopold's Nachricht geben.“

„Ich? Wo denkst du hin!“ rief Magelone. „Ich finde es taktvoll, daß er dich darum gebeten hat.“

„Taktvoll?“ wiederholte Johanna; „ich verstehe dich nicht.“

„Nun ja, es wäre peinlich für mich, Otto's Hoffnungen zu zerstören,“ antwortete Magelone. „Du bist unbetheiligt, du kannst es eher. Wie du mich ansiehst!“ fuhr sie fort. „Weißt du etwa nicht, daß wenn Johann Leopold stirbt, Otto Majoratserbe wäre?“

„Magelone, du glaubst doch nicht, daß Otto darauf gerechnet hat?“ rief Johanna.

„Ich glaube nicht — ich weiß. Er hat mehr als einmal mit mir davon gesprochen,“ antwortete Magelone und nach einer Pause fügte sie spöttisch lächelnd hinzu: „Wie siehst du denn aus, liebe Johanna — hast du dir etwa über Better Otto Illusionen gemacht? Er ist durchaus kein idealer Charakter, sondern ein echtes Weltkind voll Egoismus und Begehrlichkeit.“

Johanna antwortete nicht und war froh, als Magelone sie bald darauf allein ließ. Wie war es möglich, daß diese Frau, die Otto von Kindheit auf kannte, ihn so falsch beurtheilte! Ein Weltkind, ja, das war er, aber ein viel zu leichtsinniges, warmherziges, um der Berechnung fähig zu sein, die ihm Magelone zuschrieb. Wie ein Unrecht fiel es Johanna auf die Seele, daß sie ihm die erbetene Nachricht bis jetzt nicht gegeben hatte, und sie nahm sich vor, es heute noch zu thun.

Aber als sie dem Briefblatte gegenüber saß, empfand sie, daß Magelone's Neugierigkeiten gewirkt hatten. Die Unbefangenheit, mit der sie vor diesem Gespräch ihrer Freude über Johann Leopold's Genesung Worte gegeben hätte, war bald dahin. Bald klang, was sie schrieb, wie ein Protest gegen Magelone's Behauptung, bald fand sie ihre Ausdrucksweise zu warm. Nachdem sie mehrere Briefanfänge vernichtet hatte, begnügte sie sich damit, in wenigen Zeilen von Johann Leopold's rascher Beförderung zu berichten und Magelone's Notizbuch zu erbitten. Als der Brief fort war, hätte sie ihn gern zurückgenommen.

Ludwig wünschte, daß bei Johann Leopold's Wiedereintritt in's Familienleben alle Demonstrationen unterbleiben möchten, und als der Reconvalescent erschien, wurde er von dem Freiherrn, Tante Thella und Johanna nicht anders begrüßt, als ob er täglich dazuwesen wäre. Nur Goldbund wollte sich nicht bedeuten lassen; freudig bellend sprang er an dem Langquerschnitten in die Höhe und riß ihn fast zu Boden. In diesem Augenblicke trat Magelone in's Zimmer.

„Johann Leopold!“ rief sie jubelnd, eilte auf ihn zu, nahm seine Hand in ihre beiden Hände und sah mit schimmernden Augen zu ihm auf. Er wurde noch blässer als zuvor.

„Bemühe dich nicht — ich weiß wie du es meinst, ich kenne meine Freunde,“ sagte er nur ihr verständlich und entsog ihr die Hand.

Sie wechselte die Farbe, doch im nächsten Moment lächelte sie wieder und ging mit leichtem Achselzucken nach ihrem Fensterplaz. Tante Thella, die zwar nichts gehört, aber die Miene der Beiden beobachtet hatte, warf einen ängstlichen Blick auf ihren Bruder. Der Freiherr, der im Gespräch mit Ludwig auf und nieder ging, schien jedoch nichts bemerkt zu haben.

„Abreisen! Nein, lieber Doctor, das dürfen Sie uns nicht anthun,“ sagte er jetzt, indem er stehen blieb. „Nach allen schweren Tagen, die Sie mit uns verleben haben, müssen Sie Dönninghausen nun auch von der heiteren Seite kennen lernen.“

„Seitere Seite!“ wiederholte Magelone in Gedanken und warf einen vielsagenden Blick gen Himmel, während der Freiherr hinzusetzte: „Sie sagten mir neulich, daß Sie ein Buch schreiben wollten —, das thun Sie doch hier.“

„Besten Dank, Herr von Dönninghausen,“ antwortete Ludwig, „aber zum Bücherschreiben würde mir hier wohl die Ruhe fehlen. Gut arbeitet sich's nur unter Arbeitenden.“

Der Freiherr bog den Kopf zurück. „Da haben wir den Hochmuth der gelehrten Herren!“ rief er, und seine Augen blühten unter den zusammengezogenen Brauen. „Meinen Sie etwa, daß ich nicht arbeite?“

Ludwig lächelte. „Lassen Sie uns einen Unterschied machen,“ sagte er. „Sie beschäftigen sich je nach Lust und Laune, während das Arbeiten, das ich meine, einem gewissen inneren oder äußeren Zwang unterworfen ist. Uebrigens bleibt mein projectirtes Werk vorläufig ungeschrieben; ich gehe nach Indien.“

„Und das sagst du erst jetzt, nun du fort willst?“ rief Johanna vorwurfsvoll, und Tante Thella fragte, indem sie die Arbeit in den Schooß sinken ließ: „Um Gottes willen, lieber Doctor, was wollen Sie denn in Indien?“

Ludwig trat ans Fenster, wo die Beiden saßen.

„Studien machen, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er; „es handelt sich um eine halb wissenschaftliche, halb merkantile Expedition nach Ostfischer und dem Windhagegebirge. Ich soll als Arzt mitgehen. Uebrigens habe ich mich erst heute definitiv entschlossen.“

„Was sagt dein Vater dazu?“ fragte Johanna.

„Er hatte natürlich allerlei Einwendungen zu machen,“ antwortete Ludwig; „nach und nach hat er sich jedoch umstimmen lassen und sieht ein, daß die Reise für mich von sehr großem Nutzen sein kann.“

Der Freiherr unterbrach sein Auf- und Abmarschieren.

„Nugen!“ wiederholte er im grollenden Tone. „Was kann Indien dem deutschen Arzte nützen! Aber freilich, Wissenschaft und Handel sind die Höhen der neuen Zeit, denen man nicht nur Menschen opfert, sondern auch die gesunde Vernunft!“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und schlug trachend die Thür hinter sich zu.

Tante Thella war blaß und roth geworden. „Bitte, seien sie meinem Bruder nicht böse . . .“ fing sie an; Johann Leopold fiel ihr in's Wort: „Was ist da böse zu sein?“ sagte er mit mattem Lächeln. „Sie können sich nur geschmeichelt fühlen, lieber Doctor. Großpapa möchte Sie hier behalten und ist zornig, daß Sie Indien unserem Dönninghausen vorziehen. Dönninghausen, müssen Sie wissen, ist in den Augen aller Familienmitglieder der Inbegriff der Vollkommenheit, das Paradies auf Erden.“

„In meinen Augen nicht!“ rief Magelone vom zweiten Fenster herüber; es war ihr unerträglich, daß sie von Niemandem beachtet wurde.

„Aber Kind, wie kannst du das sagen!“ mahnte Tante Thella.

„Warum denn nicht?“ antwortete Magelone. „Ihr Alle habt doch sonst solche Passion für Wahrheit — warum soll ich nicht sagen, daß mir Berlin tausendmal, millionenmal besser gefällt als Dönninghausen — daß ich mich sogar in Papa's kleinster Garnison besser amüßert habe als hier?“ Sie gähnte.

„Jeden Morgen, wenn ich aufwache, wundere ich mich, daß wir noch nicht von Dornröschen's Schlaf befallen sind?“

Während sie dies sagte, blidte sie unter den gesenkten Lidern zu Johann Leopold hinüber; sie wollte ihn ärgern, er war doch gar zu unfreundlich gewesen. Aber mit gleichgültiger Miene stand er auf — die Tischglocke hatte eben geläutet — kam auf sie zu und bot ihr den Arm.

„Bei dieser Ansicht der Dinge würde ich dich also auf meiner Seite haben, wenn ich's dem Doctor nachmachte und auch in die weite Welt ginge?“ sagte er. „Aber still jetzt — Großpapa darf noch nichts davon wissen.“

Und nun saßen sie wieder neben einander, wie vor Johann Leopold's Unfall, und Magelone zwang sich, in gleichgültigem Tone von gleichgültigen Dingen zu sprechen; aber dabei drängte sich ihr immer wieder die Frage auf, was sie von des Betters. „In die weite Welt gehen“ denken sollte. Hatte er nur geschertzt, oder war es eine versteckte Drohung, oder eine flüchtige Kränkheitslaune?